

3 Szenen aus der Praxis über den Umgang mit Trauma in der Supervision

„Traumaerfahrung ist eine Erfahrung namenlosen Entsetzens (Koop, 2002,S.3)“.

Unbewältigte Traumatisierungen hinterlassen Spuren im Menschen. Die neuro-physiologischen Veränderungen sind mittels modernsten Technologien in unserem Gehirn nachweisbar. Die mit dem Trauma assoziierte Furcht wird im impliziten (emotionalen) Gedächtnis gespeichert. Die Erinnerungen, die mit dem Traumagedächtnis in Verbindung stehen, sind allerdings der bewussten und gewollten Erinnerung in der Regel nicht zugänglich (Rüegg, 2011, 10, 99). Sie können jedoch spontan, ausgelöst durch innere Reize oder Gedanken sowie durch äußere Vorkommnisse, wieder zu Tage treten und zu verzerrter Kommunikation mit anderen oder einer massiven Beeinträchtigung des Selbsterlebens führen oder zu zeitlicher und räumlicher Desorientierung.

Wenn namenloses Entsetzen und unaussprechliche Furcht die verbale Ausdrucksmöglichkeit hemmt, ist dem Menschen eine wesentliche Entlastungs- und Verarbeitungsmöglichkeit von belastenden Erfahrungen genommen. Handlungen und der Ausdruck über den Leib treten an die Stelle der Worte. In der therapeutischen Behandlung von Traumafolgestörungen wird vielfach die Frage gestellt, ob eine verbale bzw. rein verbale Bearbeitung zielführend sei. Verschiedene spezifische Behandlungstechniken wie EMDR oder Brainspotting setzen körpernahe am sinnlichen Erleben an und imaginative Techniken zielen ebenfalls auf die Beeinflussung des emotionalen Zustandes.

SupervisandInnen, die mit Individuen oder Bevölkerungsgruppen konfrontiert sind, die unter unbewältigten traumatischen Erfahrungen leiden, sind in der Arbeit mit diesen oft mit scheinbar absurden, widersinnigen oder selbstschädigenden Handlungen oder Aussagen konfrontiert. Sie erleben selbst irritierende körperliche Vorgänge oder geraten in emotionale Stimmungen, die als fremd oder unpassend erlebt werden. Auch sind sie immer wieder mit aufs erste unverständlichen nonverbalen Botschaften konfrontiert. In Teams und Organisationen können durch Resonanzphänomene auf diese Kommunikationsmuster verwirrende, destruktive und in der Folge krankmachende Dynamiken und Prozesse entstehen.

Diese Dynamik ist für SupervisorInnen eine Herausforderung. Dissoziative Phänomene, wie oben beschrieben, wirken wie eine unsichtbare Glocke, die sich über eine soziale Szene stülpt und sie gleichsam konserviert. Dies ist das Bild das in mir in solchen Arbeitssituationen auftauchte. Einige Erfahrungen mit diesen Gefühlen der Hilflosigkeit und was mir im Umgang damit hilfreich wurde, beschreibe ich in der Folge.

„Oft sind wir auf Blicke, auf kleinste Regungen im Gesicht und auf Gesten angewiesen. Diese lösen in uns Emotionen aus, innere Bewegungen, Erinnerungen und Bilder. Hier ist auch der Schnittpunkt zwischen äußerer Wahrnehmung, innerem Erleben und dem Bewerten des Wahrgenommenen.

Bleiben diese Bilder, die dazugehörigen Emotionen und die daraus resultierenden Bewertungen unreflektiert, so können sie für tragische Missverständnisse sorgen (Tatschl 2011)“, wie im ersten Fallbeispiel deutlich wird:

Und ein Lächeln

Im Rahmen einer monatlichen Teamsupervision für die Betreuerinnen einer Wohneinrichtung für asylsuchende Frauen und Kinder bringt eine Betreuerin ihren Ärger über ihre vergebliche Bemühungen, wie sie es nannte, eine Bewohnerin auf einen Gerichtstermin vorzubereiten, ein. Der Termin sei „völlig danebengegangen“. Auf mein Nachfragen erzählt die Betreuerin die folgende Geschichte:

„Frau E. ist zur Befragung wegen der Glaubwürdigkeit des von ihr angegebenen Asylgrundes vor dem Richter. Dieser eröffnet das Gespräch indem er Frau E. auffordert die in einem früher aufgenommenen Protokoll bereits festgehaltene Szene, wie bewaffnete und maskierte Männer sie und ihre Familie in ihrem Heim bedroht hätten, nochmals darzustellen. Ob dies nun zweimal, wie im Protokoll angegeben, oder doch dreimal gewesen sei, wie Frau E. es jetzt erzählt, wird zu einem Glaubwürdigkeitsdisput zwischen Richter und Flüchtling. Endgültig entgleist die Situation als der Richter den Eindruck gewinnt, Frau E. lache dazu und nehme das Ganze nicht ernst. „Ich glaube ihnen kein Wort.“ So endet die Einvernahme und im Protokoll ist das „Grinsen“ der Asylsuchenden festgehalten.

Mit etwas Distanz gesehen ist dieses Grinsen, das, wie die begleitende Betreuerin von Frau E. im Nachhinein erfuhr, dieser nicht bewusst war, ein Beleg für die Glaubwürdigkeit der Erzählung von Frau E. In einer Szene, die eine Retraumatisierung herstellt gerät Frau E. rasch in einen enormen Stresszustand, der zu dieser reflexartigen Gesichtsmimik führt.

Diese kann man als Unterwerfungsgeste verstehen, vielleicht sind es ja auch Elemente von Zähne fletschen in einer Bedrohungssituation, die hier als Reflex psychodynamisch wirksam werden. Für die soziale Szene hat dies allerdings tragische Konsequenzen.

Lächeln oder Grinsen als Ausdruck von Hilflosigkeit und Panik findet sich in verschiedensten sozialen Szenen. Wenn Eltern erzählen, ihr Kind hätte sie bei einem heftigen Konflikt auch

noch ausgelacht und dann sei ihnen „die Hand ausgekommen“ oder wenn ein Aggressor meint, das Opfer, das er in die Ecke gedrängt hatte, hätte dann noch über ihn gelacht und deshalb sei er ausgerastet, dann geht es, so wie ich es mittlerweile verstehe, meist um ein tragisches Missverständnis, mit oft schlimmen Folgen für die Opfer.

In der folgenden Reflexion kann sich die Betreuerin von ihrem Ärger auf die Bewohnerin, der einer positiven und halt gebenden Beziehung im Wege stand, lösen. Auch die Stimmung im Team verändert sich. Statt ärgerlich anklagenden und vorwurfsvollen Diskussionsbeiträgen zeigt sich Verständnis für die Bewohnerin, aber auch für den Richter und auch die eigene Arbeit wird nicht mehr in Frage gestellt. In späteren Supervisionssitzungen beziehen sich die Supervisandinnen auf diese Erfahrung, die ihnen, wie sie sagen, einen neuen Zugang zum Verstehen von Folgen von Traumatisierungen eröffnet hat.

Auf einen Schlag – One Stroke

Im Rahmen einer Gruppensupervision übernahmen Teile der Gruppe jeweils einzelne Aufmerksamkeitsaspekte. Dazu zählten auch die Wahrnehmung leichter Abweichungen in der Präsentation (eine bestimmte Bemerkung, ein besonderes Wort, eine Bewegung, Tonhöhe,...), die Wahrnehmung von Körperempfindungen und Emotionen die bei ihnen als BeobachterInnen auftraten und die Wahrnehmung der Reflexionen und Gedanken im Kopf. Der Fallbringer, der mit dem Supervisor in der Mitte des Kreises Platz nahm, präsentierte sein Anliegen, und als Supervisor unterstützte ich ihn indem ich ihn z.B. aufforderte eine konkrete Szene zu berichten, sie am Systemischen Brett darzustellen oder ähnliches. Die einzelnen Gruppenteile wurden dann eingeladen, analog einem reflecting team sich über ihren Wahrnehmungsfokus auszutauschen und so der Supervisandin eine differenzierte Wahrnehmung zur Verfügung zu stellen.

Als Supervisor nützte ich die Gruppe indem ich, teilweise intuitiv, gleichsam verschiedene Spots aufdrehte. Dem Supervisanden stand diese Möglichkeit in gleicher Weise zur Verfügung. Man bekommt dadurch langsam eine Idee vom Bild oder der Szenerie, auch wenn sie nie vollständig ausgeleuchtet ist.

Herr O., ein rumänischer Psychologe, erzählte wie sehr ihn seine frühere Tätigkeit in einem Mutter-Kind-Heim noch immer belaste, vor allem der Umstand, dass er die Einrichtung in einer kritischen Phase verlassen hatte. Kurz darauf wurde die Einrichtung geschlossen, da die ausländischen Sponsoren die Finanzierung einstellten. Das Wohnheim war ausschließlich darauf angewiesen und der rumänische Staat übernahm keinerlei

Ausfallshaftung und bot auch keine Alternativen an. Die Mütter mit den Kindern standen buchstäblich auf der Straße.

Im Verlauf der Erzählung wurde sein Blick unruhig und wechselte von mir zum Außenkreis hin und her. In O.s Gesicht zeigte sich ein „schiefes“ Lächeln, einseitig war sein Mundwinkel hochgezogen. Dieser Ausdruck passte ganz und gar nicht zur Dramatik der Szenerie, die er beschrieb, da gab es „nichts zu lachen“. Für mich ist aus meiner Erfahrung diese Art eines scheinbaren, affektinkongruenten Lächelns ein Hinweis auf eine Traumatisierung, eine traumatische Situation oder Erfahrung, die durch die Erzählung berührt wurde. Eine Gruppenteilnehmerin berichtete, sie fühle sich „wie halb gelähmt, es sei, als könne sie ein Bein nicht mehr bewegen.“ Mir fiel dazu die Situation des Schlaganfalls (stroke) ein. Über verschiedene andere Empfindungen und Assoziationen kamen wir zu drei verschiedenen, möglichen, Reflexionsebenen. Eine war die persönliche Lebensgeschichte von O., die hier angesprochen war. Diese sollte in der Gruppensupervision nicht weiter ausgeleuchtet werden.

Auf der Ebene der Mutter-Kind-Einrichtung ging es um die Tatsache und Erfahrung völliger Abhängigkeit von anderen und den „Schlag“, welcher der Organisation den „Todesstoß“ versetzt hatte, nicht verhindern, und weder die MitarbeiterInnen, noch die KlientInnen schützen zu können. Er war ausgestiegen und hatte eine neue Tätigkeit gefunden. Mit „einem Fuß“ befand er sich aber emotional noch immer in der mittlerweile aufgelösten Einrichtung.

Die dritte Ebene, die ich als die Reflexionsebene der nationalen Geschichte sehe, war das nationale rumänische Trauma, das große Erdbeben, das es vor vielen Jahren gab und das „auf einen Schlag (one stroke)“ furchtbares Leid anrichtete. Die Schuldgefühle, über die O. berichtete, konnten auf diesem Hintergrund als „die Schuldgefühle der Überlebenden“ verstanden werden. Sie konnten dann in einer weiteren Reflexionsrunde wieder mit der Ursprungsgeschichte verbunden werden. O. konnte das, was er für das Mutter-Kind-Heim geleistet hatte, benennen, was ein versöhnliches Gefühl entstehen ließ.

Im falschen Kostüm

Ein 2er Lehrerinnenteam arbeitet mit einer Kleingruppe von Kindern die zahlreiche Auffälligkeiten und Beeinträchtigungen im Kontakt mit anderen und auch im Umgang mit sich selbst zeigen. Viele der Kinder leiden unter Traumatisierungen die durch frühe Verluste oder andere gravierende Ereignisse im Familienumfeld bedingt sind. In der ersten Supervisionssitzung nach einem Personalwechsel meinte die neue Lehrerin Frau B., sie möchte auf Anraten ihrer Kollegin über ihr „seltsames Empfinden“ reden, das sie seit dem Schulbeginn begleite. Sie habe lange Berufserfahrung und verschiedenen schwierige

Situationen erlebt. „Aber so etwas kenne ich nicht. Das bin nicht ich, ich stehe daneben, fühle mich wie im falschen Kostüm...Ich glaube ich kann das nicht... Es ist so wie ein mitten im Schritt stehen bleiben...Ich glaube nicht an mich...Trau mich nichts...Kenn mich nicht aus... Ich empfinde die Kinder stärker als mich...Ich hab's nicht im Griff.“ Die Kollegin würde „den Ton angeben“ und ihr „vorgeben“ was zu tun sei. Ihre gewohnte Eigenständigkeit und Aktivität sei abhanden gekommen. Sie fühle sich „Wie besoffen“ und habe keine Ahnung woher dieses Gefühl komme oder wie sie dagegen angehen solle.

Auf mein Nachfragen, wie denn die Kinder den Weggang der vorigen Lehrerin verstanden hätten, erzählen die Supervisandinnen, dass sie noch kein einziges Mal nach U. gefragt hätten. Sie würden auch“ ihren Namen nicht verwenden“. Die Atmosphäre in der Supervision verändert sich als Frau B. über die Aggressionen und Ablehnungen erzählt, die ihr von den Kindern entgegenschlagen. Ein Bub habe gemeint: „Geh zu D. (die zweite Lehrerin), die soll dich feuern.“ Und ein Mädchen: „Ich mag dich nicht. Rühr mich nicht an.“ Auch Frau B. ärgert sich über das Mädchen.

Mit der Analyse der Bilder, die Frau B. durch Erzählung von Frau B. entwarf gelingt es langsam einen Zugang zu anderen Gefühlsqualitäten zu bekommen. Das nicht Verwenden des Namens der weggegangenen Lehrerin erinnert an die magischen Vorstellungen, dass Tote zurückkommen würden, wenn man ihre Namen später verwendet. Und eine mögliche Ambivalenz wird deutlich. Man will die neue Lehrerin nicht verlieren, was der Fall wäre, wenn die frühere Lehrerin zurückkäme. Doch einen Platz will man ihr auch nicht einräumen. Als ich die Gefühle von Trauer und Schuld, die in mir auftauchen, einbringe entsteht ein gemeinsames Bild: Die Trauer der Kinder über den Weggang der Lehrerin hatte noch keinen Platz. Die mögliche Erklärung der Kinder, sie durch die vielen Eskalationen und Konflikte sowie durch ihr aggressives Verhalten gleichsam vertrieben zu haben, könnte die Schuldgefühle erklären. Gleichzeitig würde diese Vorstellung auch das Selbstbild stützen, dass sie schlimme und nicht liebenswerte Kinder seien, die man nicht berühren oder halten möchte.

Frau B. erzählte dann von ihren eigenen Schuldgefühlen den Kindern gegenüber. Der Wechsel sei so schnell gegangen. Sie habe sich „so draufgesetzt erlebt“. Sie habe versucht möglichst den Unterschied nicht merken zu lassen. Ich sprach an, wie unterschiedlich ich sie und ihre Vorgängerin erlebte. Ihre Vorgängerin habe in Jeans gearbeitet. „Geht das „Draufsetzen“ auf Kinder (*um sie festzuhalten und zu beruhigen*) mit Rock auch?“ Frau B. lacht und meint: „Ja, lieber hätte ich Jeans an, aber ich dachte heute, das müsste mit Rock auch gehen.“

In der weiteren Reflexion entstehen Überlegungen zu zwei Ritualen: eines für das letzte Schuljahr und eines für das neue Schuljahr, um den Wechsel deutlich zu machen und jedem seinen Platz einzuräumen. Meine Empfehlung des Händewaschens als entlastendes Ritual,

um die Schuldgefühle zu bearbeiten (Lee/Schwarz, 2010) greifen sie auf. Beim Weggehen meint Frau B.: „Ich bin jetzt mehr bei mir.“

Zu Beginn der folgenden Supervisionssitzung berichtete sie: „Es war wie ein Plasticksackerl vom Kopf gezogen. Ich habe jetzt eine realistische Sicht von mir.“ Hilfreich war vor allem die Bedeutung des Abschieds bzw. des Angebots einer Beziehung auf dem Hintergrund der Traumatisierung durch frühe Erfahrungen des Verlassenwerdens oder von desorganisierten Bindungserfahrungen der Kinder zu sehen. Entlastend war auch die Tatsache zu reflektieren, als Lehrerin „nur“ eine Begleiterin auf Zeit zu sein und den Kindern nicht den familiären Schutz gewähren zu können, den sie brauchen würden. So konnte Frau B. wieder zu ihrer Lebendigkeit und Beweglichkeit zurück finden und die Freude an ihrer Tätigkeit als Lehrerin wiedergewinnen.

Literatur:

Koop, I. (2002). Das Leibparadigma in der Traumatherapie; Erfahrungen aus der Arbeit mit traumatisierten Flüchtlinge und Gefolterten. In: Integrative Bewegungstherapie Nr. 1/2002. S. 4 ff

URL: dgib.net/files/ibt/pdf/koop_leibparadigma.pdf. Zugegriffen: 10.1.2012

Lee, S.W.S./Schwarz, N. (2010). Washing away postdecisional dissonance. In: Science; 7. Mai 2010. Vol. 328, no. 5979, p. 709.

Rüegg, J.C. (2011). Mind & Body; Wie unser Gehirn die Gesundheit beeinflusst. Stuttgart: Schattauer

Tatschl, S. (2004). Reflexion als Kernkompetenz von Supervision. In: Schriftenreihe Supervision der ÖVS, Band 5: Brush up your tools! Aus der Werkstatt von Supervision und Coaching. (S.). Innsbruck: Studienverlag.

Tatschl, S. (2010). „Im Augenblick“ – Eine Mikroanalyse der Begegnung. In: Knopf, W./Walther, I. (Hrsg.). Beratung mit Hirn. (S 125 – 153). Wien: Verlag Fakultas.

Tatschl, S. (2011): „Istina je u očima - Die Wahrheit ist in den Augen. Spuren des Lebens im Augenblick“. In: Khorassani-Michels, M. (Hrsg.). Spuren des Lebens. Transpersonale Psychotherapie und unsere Verantwortung in der Welt. Wien: Verlag Ibera

Tatschl S. (2011): Vortrag beim Roundtable: Berührungspunkte der Seele, „Istina je u očima - Die Wahrheit ist in den Augen. Spuren des Lebens im Augenblick“, 5. öatp Tagung, 4. – 8.5. 2011, Wels

CD zum Nachhören

<http://www.auditorium-netzwerk.de/Kongresse-1991-2011/Kongresse-2011/2011/05-5-OeATP-Tagung-Spuren-des-Lebens-Wels/Tripolt-R-Tatschl-S-Corti-C-Roundtable-Beruehrungspunkte-der-Seele::5626.html>